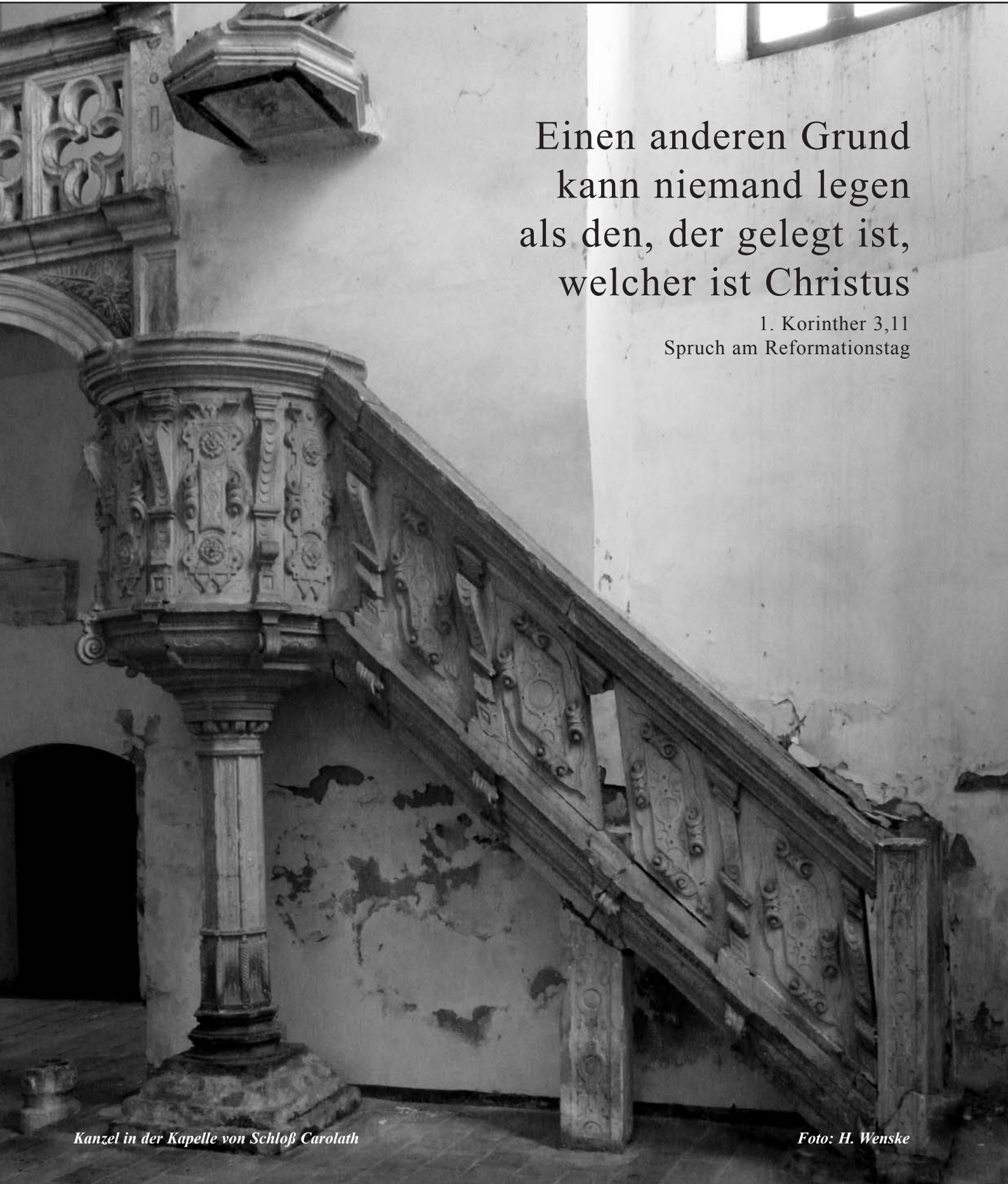


Schlesischer Gottesfreund

NACHRICHTEN UND BEITRÄGE AUS DEM EVANGELISCHEN SCHLESIEN



Einen anderen Grund
kann niemand legen
als den, der gelegt ist,
welcher ist Christus

1. Korinther 3,11
Spruch am Reformationstag

Angesehen werden und angesehen sein ...

Eine Predigt zum Reformationstag mit Matthäus 5,3ff

HANS-WILHEM PIETZ

Martin Luther hat nie das Reformationsfest gefeiert. Er hatte am Tag vor dem 1. November keinen freien Tag. Wenn es nicht gerade ein Sonntag war, dann ging er an diesem Tag ans Lehrpult und zu den Büchern und zu den Leuten. Bei Tische sagte er vielleicht gerade an diesem Tag: „Wie kompts, das der erste trunck aus der Kanne am besten schmeckt?“ Und am Abend ging er zeitig zu Bett. Denn das Licht der Kerzen und Fackeln machte schnell müde. Einen Lutherfilm im Fernsehen konnte er nicht sehen. Aber ein Gebet, das sprach er am Abend: Daß Gott ihm vergebe alle seine Sünden und daß Frieden werde - und daß er schauen dürfe einmal, was er geglaubt hat. Einen Gute-Nacht-Kuß gab es für die Kinder – und die Freude am Zusammensein mit Katharina. Ganz übermütig konnte er mal seinem Gegner Cochläus zurufen: „Ich liege oft bei einer schönen Frau im Bett, bei meiner Käthen. Wenn das Cochläus wäre, sollt er nicht lebendig aufstehen.“

Und dann war er wohl manchmal auch schlaflos in der Nacht zwischen dem 31. Oktober und dem 1. November. Denn am 1. November war Allerheiligen, da hatte er zu predigen. Und, wie heißt es in einer Tischrede? „Luther sagte, er sei oft im Schlaf gequält worden, weil er predigen sollte – und kein Konzept hatte.“ Aber dann kam ihm Psalm 4 Vers 9 zu Hilfe: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein du, Herr, hilfst mir sicher wohnen.“

Wie gesagt, Luther hat nie Reformationstag gefeiert. Den hat erst 1667 Georg II. von Sachsen eingeführt. Und dann war es das Reformationsfest von 1817 mit der Abendmahlsgemeinschaft am Hof Friedrich Wilhelm III. in Potsdam: Lutherische und Reformierte empfingen zum ersten Mal in einer 300jährigen Geschichte gemeinsam das Heilige Abendmahl. Und die Zuversicht war da in allen Teilen Preußens, die Zuversicht war da auch an vielen Orten in Schlesien: Nie wieder soll Zank sein zwischen den Kindern der Reformation. Gut soll es sein, miteinander zu leben und zu feiern, Lutherische und Reformierte in einer Kirche. Die Reformation wird vollendet, wo wir uns nicht gegeneinander abgrenzen, sondern miteinander evangelisch sind. Miteinander evangelisch sein – das ist ganz und gar das Anliegen, das protestantische und das ökumenische Anliegen dieses Feiertages.

Luther hat ihn so nie kennengelernt. Aber es wäre ganz in seinem Sinne und nach seinem Herzen gewesen, diesen Tag als Feiertag zu begehen. Nicht als Tag für die großen Reden oder die markigen Sprüche, nicht als Tag von Selbstgerechtigkeit und Abgrenzung. Aber als einen Tag für die Armen, für die, die so umgetrieben und elend sind, als Tag für die Taurigen und Leidtragenden, als Tag für die Sanftmütigen und die Barmherzigen, als Tag für die, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, als Tag für die, die reinen Herzens sind – für die Friedfertigen. Das wäre ganz in Martin Luthers Sinne gewesen, daß heute das

alte Evangelium von Allerheiligen, das alte Evangelium des 1. November auch schon einen Tag davor gelesen wird. An einem neuen Feiertag, der einfach da ist für die Müden und Ausgegrenzten, für die Bedrückten und Zweifler, da ist auch für alle, die einem anderen Kraft geben und ein Leuchten in die Augen und Freude ins Herz:

*Selig sind, die da geistlich arm sind;
denn ihrer ist das Himmelreich.*

*Selig sind, die da Leid tragen;
denn sie sollen getröstet werden.*

*Selig sind die Sanftmütigen;
denn sie werden das Erdreich besitzen.*

*Selig sind, die da hungert und dürstet
nach der Gerechtigkeit;*

denn sie sollen satt werden.

Ja, dies ist ein Tag, um Gott alles hinzuhalten, all das hinzuhalten, was unser Herz so schwer macht, so verzagt. Um Gott hinzuhalten auch unsere ganze Sehnsucht: nach Glück, nach Gerechtigkeit, nach Frieden. Das ist ja so gut, wenn wir all das nicht verdrängen müssen, wenn es da sein darf, vor Gott da sein darf. Da läßt uns dieser Tag einfach sagen: Sieh doch, Gott, wie ich dran bin. Bitte, sieh uns an! Da dürfen wir sagen: Sieh doch, Gott, wie es uns drückt, das Leid, das wir tragen. Sieh doch, Gott, wie unsere Sanftmut immer wieder auf Unmut trifft. Und sieh, wie wir hungern und dürsten nach Gerechtigkeit!

Die Worte der Seligpreisungen Jesu sind ja in ganz besonderer Weise Worte vom Ansehen: Vom Ansehen, das denen geschenkt wird, die sich selbst unansehnlich sind; vom Ansehen, das denen gilt, die sonst eher belächelt werden; vom Ansehen, das den Geduldigen und Barmherzigen, den Weinenden und den mit wundem Herzen für die Gerechtigkeit Streitenden gilt. Glanz erhält und Glanz hat das, was nicht im Glimmer dieser Welt steht.

Und wie die Worte der Seligpreisungen Worte vom Ansehen, von einem wahrhaft verwandelnden Ansehen sind, so sind auch die reformatorische Theologie und der reformatorische Glaube eine Rede vom verwandelnden Ansehen, das uns von Gott geschenkt wird und das wir weiterschenken dürfen. Ganz im Zuge der Bergpredigt, ganz im Zuge der Seligpreisungen Jesu hat das der noch junge Martin Luther 1518 bei der Heidelberger Disputation auf diesen Satz gebracht: „Gott sieht einen Menschen nicht an, weil er schön ist, sondern das macht einen Menschen schön: Daß Gott ihn ansieht.“ So gilt: Schön bist du, Mensch, in deinen Tränen und in deiner Schwachheit; schön im Alter, wenn das Tun nicht den Vorrang hat, sondern das Erinnern und Erwarten; mit Glanz begabt, auch wenn das Licht der Augen nachläßt; schön ist das Leben, das wird; schön bist du, Mensch: weil von Gott angesehen. Es war gerade die Niedrigkeit des Menschen, an der Martin Luther das gelernt hat. Es waren die Worte einer Mutter – und die Worte ihres Kindes, durch die Martin Luther etwas

gelernt hat vom verwandelnden Ansehen; die Worte des Lobgesangs der Maria und die Worte der Seligpreisungen Jesu. „Selig sind, die da geistlich arm sind“ – diese Worte Jesu klingen für Martin Luther zusammen mit dem Ruf seiner Mutter Maria: „Herr, du hast die Niedrigkeit deiner Magd angesehen.“ Die Mutter singt: „Gott hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen, siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinde.“ Und sie singt von dem Gott, der Barmherzigkeit gewährt, der die Gewaltigen vom Thron stößt, die Hungrigen füllt mit Gütern und seiner Barmherzigkeit gedenkt. So singt die Mutter. Und der Sohn spricht: Selig die Barmherzigen,

selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, selig ihr Armen: euch gehört das Ansehen, das die Welt verwandelt und seinen Platz im Himmel hat.

An der Niedrigkeit des Menschen hat Martin Luther etwas vom verwandelnden Ansehen gelernt. Vom Schön-Werden und Gut-Werden: Du bist angesehen – und: sieh an – sieh doch an – schau nicht weg – geh nicht vorüber!

Selig seid ihr: so – und dann.

Amen.



Gedanken zum Reformationsfest 2012

DR. HANS-ULRICH MINKE

Neuerdings ist oft in Kirchenkreisen zu hören: Angesichts der geänderten Lebensbedingungen im 21. Jahrhundert brauchen wir einen neuen Luther – einen Luther, der uns hilft, an den dreieinigen Gott zu glauben und ihm zu folgen und der dazu beiträgt, daß die Kirche menschennäher, lebendiger und attraktiver wird. Gehofft und gewünscht wird also, daß sich unter den Bedingungen unseres Jahrhunderts Aufbruch und Erneuerung wiederholen, die Luther 1517 einleitete, als er seine 95 Thesen veröffentlichte und zur Diskussion stellte.

Es ist Zeit, darüber nachzudenken, was uns Luther und die von ihm ausgelöste Erneuerungsbewegung bedeuten. In vier Wochen – am 31. Oktober – feiern evangelische Christen das Reformationsfest – mehr noch: Sie bereiten sich zusammen mit einer interessierten Öffentlichkeit auf das 500jährige Jubiläum des Thesenanschlages im Jahr 2017 vor und müssen eine der Gegenwart entsprechende Standortbestimmung versuchen.

Fraglos haben sich die kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber 1517 verändert. Die katholische Kirche von damals, in der Luther Priester war, ist eine andere geworden, und die evangelische Kirche hat sich seit ihrem Bestehen auch verändert. Und so jemanden wie den Dominikaterpater Johannes Tetzel, der 1517 im brandenburgischen Jüterbog – also außerhalb des Kurfürstentums Sachsen – Luthers Beichtkindern Ablassbriefe verkaufte und damit dessen Seelsorge störte, gibt es auch nicht mehr. Hat nicht Luther in seiner 27. These zu Recht festgestellt: „Menschliche Gedanken predigen diejenigen, die sagen: Sobald die eingeworfene Münze im Kasten klingt, fliegt die Seele aus dem Fegefeuer in den Himmel.“ Das ist vorbei. Dagegen gilt für alle Christen – nach 500 Jahren immer noch – die erste These Luthers: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus sagt: Tut Buße usw. (Mt 4, 17) wollte er, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sein sollte.“ Unser Verhältnis zu Gott steht also für Luther auf dem Prüfstand, und die Christen seiner Zeit dürften das gespürt

haben; nur so ist zu erklären, daß Luthers Thesen eine Volksbewegung auslösten und daß zum Beispiel unsere Vorfahren in Nieder- und Oberschlesien am Ende der Reformationszeit 1560 zu 90 % evangelisch-lutherisch waren und nach der gewaltsam durchgeführten Gegenreformation 1740 noch zu 50 % evangelisch geblieben sind. Und vergessen wir nicht, daß „Luthers Lehr“ unsere Vorfahren zu einer Fülle von Kirchenliedern motiviert hat, mit denen sie an ihrem Glauben festgehalten haben.

Selbstverständlich muß in einem Gedenkartikel zur Reformation daran erinnert werden, daß 500 Jahre Kirchengeschichte Spuren hinterlassen haben, daß sich Gegensätze entschärft haben, daß neue Gegensätze hinzu gekommen sind, daß sich die Frömmigkeit verändert hat und daß sich z.B. das Verhältnis von katholischen und evangelischen Christen zu einem bewußten ökumenischen Miteinander in der säkularen Gesellschaft gewandelt hat. Namhafte Mitglieder beider Kirchen haben Anfang September daran erinnert. Bei all dem ist allerdings darauf zu achten, daß die Grundanliegen Luthers nicht verloren gehen, daß also das biblische Evangelium Fundament und Richtschnur bleibt, daß Gottes Gnade alleinige Basis christlicher Existenz ist und daß christliches Leben in Jesus Christus seine Leitfigur hat. Nirgends kommen diese Grundanliegen Luthers so präzise zur Sprache wie am 18. April 1521 in den Schlußsätzen seiner Rede vor dem Reichstag in Worms: „... wenn ich nicht überwunden werde durch die Zeugnisse der Heiligen Schrift oder durch evidente Vernunftgründe ..., bin ich durch die von mir angezogenen Schriftstellen besiegt und das Gewissen ist im Wort Gottes gefangen und ich kann und will nicht irgendetwas widerrufen, weil es wieder gefahrlos noch heilsam ist, gegen das Gewissen zu handeln. Ich kann nicht anders; hier stehe ich. Gott helfe mir. Amen.“

Solche Konsequenz, solche Glaubenstreue und solche Tapferkeit sind Tugenden, die Christen im 21. Jahrhundert gut anstehen, und Luther ist dafür Vorbild.



„Endlich bleibt nicht ewig aus; Endlich wird der Trost erscheinen...“

Johann Christian Günther – Leben und Werk

CHRISTOPH SCHOLZ



Johann Christian Günther

Abb. aus: „Gedichte, 6. Aufl. Breßlau und Leipzig, 1764“

Johann Christian Günther wurde am 8. April 1695 in Striegau geboren, unter dem Zeichen der Venus, wie er einmal später schreibt. Es war eine schwierige Geburt und er hatte zeitlebens eine schwache Konstitution. Sein Vater Johann Günther stammte aus Aschersleben, im östlichen Vorharz. Er hatte in Leipzig Medizin studiert und dort das Examen eines Physikus, die untere Stufe eines Arztes, absolviert. Seinerzeit kostete die „Doktor-Prüfung“, die Promotion, 150 Gulden, ein Betrag, den er, aus ärmlichen Verhältnissen stammend, nicht aufzubringen vermochte. So arbeitete er in Striegau und den umliegenden Dörfern als Physicus und Invalido-Physicus. Ihm gehörte ein Haus mit Garten und einen weiteren Garten besaß er außerhalb der Stadtmauern. Er galt als experimentierfreudiger Gartenfachmann, Wetterbeobachter und überdies als Freund der Antike. In einer in Leipzig und Bautzen erscheinenden Zeitschrift wurden seine Wetter-, Gartenberichte und naturwissenschaftliche Aufsätze über viele Jahre hin veröffentlicht. Auch war er nach der Vertreibung der protestantischen Pastoren nach dem 30jährigen Krieg heimlicher Laienseelsorger der Evangelischen in Striegau.

Die Mutter Anna, geb. Eichbänder, stammte aus Breslau. Sie war die Tochter eines Rechnungsführers bei der Herzoginwitwe in Öls-Bernburg. Oft kränklich, mußte sie von ihrem Mann fast ständig aufwendig behandelt werden und hat wenig Einfluß auf die Erziehung ihres Sohnes ausgeübt.

Striegau wies damals noch zahlreiche Ruinen aus dem 30jährigen Krieg auf. Früher war die Stadt bekannt durch gutes Weißbier, Leinwand und die medizinische Heilerde, die kaiserlich anerkannt war und gegen Ruhr und Augenkrankheiten verwandt wurde.

Johann Christian hatte noch eine drei Jahre jüngere Schwester Johanna Eleonore; daneben gab es im Haus noch die alte Grete, deren Lieder einen starken Eindruck bei ihm hinterließen und dann gabe es da noch Anna Maria Rheinfeldten, vielleicht die Tochter einer Magd, die gleichaltrig, einige Jahre mit Johann Christian aufwuchs.

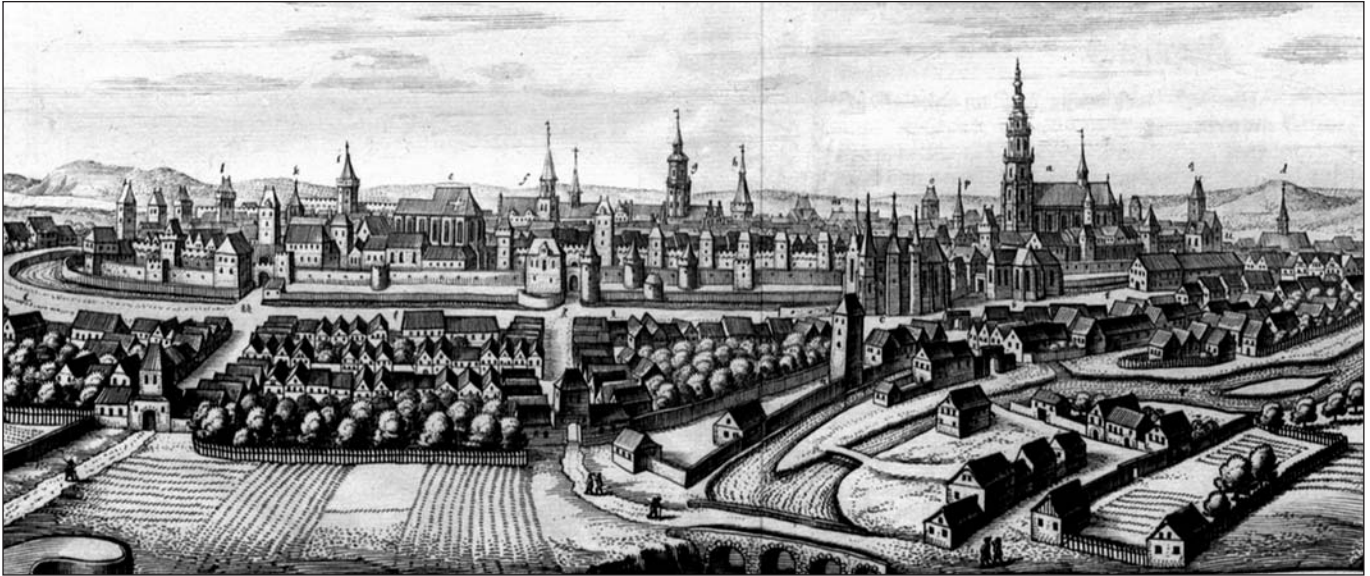
Die Taufe des Jungen fand in Gränowitz bei Liegnitz statt, weil auf Anordnung des Kaisers in den Erbfürstentümern Schweidnitz und Jauer den Protestanten 1653/54 alle Kirchen weggenommen worden waren, so auch in Striegau. Taufpaten waren Frau Röhn, Frau des Striegauer Apothekers, Herr von Roy auf Halbendorf und Pastor Hänel in Gränowitz.

Der Vater übernahm die Erziehung seines Sohnes. Pädagogisch bemüht, lehrte er ihn Latein und Griechisch. Bald konnte der Sprachbegabte Ovid und Vergil lesen. Aber auch Botanik und Zoologie brachte er ihm im Garten näher. Der wißbegierige Knabe las viel und auch Bücher, die ihm der Vater nicht gegeben hatte. Es setzte gelegentlich Prügel wegen seines Ungehorsams. Da der Vater oft in den Dör-



Markt und Rathaus von Striegau um 1830

fern seines Bezirks unterwegs war, blieb Johann Christian viel Zeit für sich. Während seine Spielkameraden nur sehr mühsam lesen konnten, schaffte er es sogar, die lateinischen Gedichte in deutsche Verse zu übersetzen und eigene Gedichte zu verfassen. Das erzürnte den Vater noch mehr und er versuchte ihm mit Strenge die brotlose Kunst auszutreiben. Welch Paradoxum: Einerseits hatte ihm der Vater die Liebe zur höheren Wissenschaft eingepflegt, andererseits wollte er aus ihm einen braven Handwerker machen, da es ihm am Geld mangelte, dem Sohn ein Studium zu finanzieren. Dieser Zwiespalt machte aus dem eigentlich gehorsamen Sohn zeitweise einen widerspenstigen, der heimlich und mit schlechtem Gewissen las und dichtete.



Schweidnitz um 1635, Stich von Merian (Ausschnitt)

Eine Art von Schwermut wegen der fehlenden Schulbildung überkam den Jungen und entfremdete ihn mehr und mehr vom Vater. Dann war das Gebet für ihn eine Zuflucht. Die Mutter fand ihn einmal auf einer wüsten Stelle hinter dem Haus knieend und hörte, wie er Gott mit erhobenen Händen flehentlich bat, „daß er doch Mittel und Wege schicken wolle, bei dem Studieren fort zu kommen.“ (Steinbach 7f., Krämer II, 174)

Da kam unerwartet Hilfe: Der wohlhabende, berühmte Schweidnitzer Arzt Dr. Thiem, der in Leipzig studiert, in Leyden promoviert hatte und den Titel kaiserlicher Leibarzt tragen durfte, kam durch Striegau und traf sich mit seinem Kollegen Johann Günther, der ihm das Problem mit seinem Sohn darlegte. Dr. Thiem versprach, wenn der Junge nach Schweidnitz käme, werde er ihn in seinem Hause aufnehmen und für Mittagstisch bei vornehmen Bürgern sorgen.

Das Gebet spielte bei Johann Christian und darüber hinaus noch einmal eine wichtige Rolle. Als der Schwedenkönig Karl XII. 1707 mit seinem Heer vor Striegau auftauchte, begann auch dort das Kinderbeten für die Rückgabe der evangelischen Kirchen und Gründung von Schulen bei ihnen. Täglich zweimal oder gar dreimal versammelte sich eine große Menge von Kindern zwischen vier und vierzehn Jahren auf freiem Feld vor der Stadt. Sie stellten sich im Kreis, sangen und beteten. Günther war ihr Anführer; er sprach die Liedertexte und Gebete vor. Viele Pastoren wandten sich dagegen. Sie hatten Angst vor Unruhen und kaiserlichem Einschreiten. Der Erfolg des Schwedenkönigs in Altranstädt wirkte dann allerdings wie eine Gebetserhöhung. Die Erinnerung daran spiegelt sich in einem Gedicht Günthers wieder:

„Der Schweden Beispiel weckt einmahl
In uns viel Andachtsflammen,
Wir knieten in gehäufter Zahl
Auch öffentlich zusammen;
Der Eifer war mehr Ernst als Schein

Und unser täglich Himmelschreyn
hat etwa auch viel Blagen
Des Vaterlands verschlagen.

Auf Grund der Vereinbarung des Königs mit dem Kaiser in Altranstädt durften nicht nur sechs Gnadenkirchen gebaut werden, sondern die drei Friedenskirchen in Glogau, Jauer und Schweidnitz bekamen Schulen. Die Führungsschicht in Schweidnitz gründete 1707 sehr schnell ein Schulkollegium und schon im Oktober eröffnete die Schule, im Januar wurde sie mit einer lateinischen Rede des Rechtsgelehrten Milich feierlich eingeweiht.

Als Johann Christian 1709 dem Schulrektor Leubscher zur Prüfung vorgestellt wurde, staunte er nicht schlecht über dessen Kenntnisse und nahm ihn sofort in seine Oberklasse auf, in der er auch selbst unterrichtete. Leubscher, ein gebildeter, einfühlsamer und großzügiger Pädagoge, förderte den Jungen sehr. Dr. Thiem hielt sein Versprechen und nahm ihn in seinem Haus auf. Sein eigener Sohn besuchte ebenfalls die Gnadenschule vor der Stadt. Durch den wechselnden Mittagstisch kam er auch in andere Häuser der Schweidnitzer Bildungsschicht, z.B. in das der Advokaten Milich, Vater und Sohn, des Arztes Jachmann und des Diakons und Lehrers Scharff. In diesen Familien konnte er deren Bibliotheken nutzen und war oft abends Hörer gelehrter Gespräche.

Die Neugründung Gnadenschule zeigte sich nicht als übliche Paukschule, sondern man bediente sich mehr der Methoden des Sokrates. Sie förderte, besonders in der Oberstufe, die Schüler mit Aufgaben, die mit ihrem Alltagsleben zu tun hatten, also z.B. die Umsetzung der antiken Vorlagen in die Welt des 18. Jahrhunderts. Lehrpläne Leubschers sind erhalten. Er ließ den Schülern eine gewisse Freiheit und erzog sie zu selbständiger Arbeit. Günther wurde sehr schnell zum Sprecher der Schüler. Er verfaßte immer wieder zu Namensfesten Gedichte als Dank für seine Lehrer und Förderer. Seine Lehrer verfaßten klei-

ne Theaterstücke, bei denen Günther wegen seiner schnellen Auffassungsgabe gern größere Rollen übernahm. Dafür und für manche Gedichte bekam er mehrere Auszeichnungen. Als Beispiel ein geistliches Lied aus seiner Schülerzeit:

Endlich bleibt nicht ewig aus;
 Endlich wird der Trost erscheinen;
 Endlich grünt der Hoffnung-Strauß;
 Endlich hört man auf zu weinen,
 Endlich bricht der Thränen Krug;
 Endlich spricht der Tod: Genug!

Endlich, endlich kan der Neid,
 Endlich auch Herodes sterben;
 Endlich Davids Hirten-Kleid
 Seinen Saum in Purpur färben.
 Endlich macht die Zeit den Saul
 Zur Verfolgung schwach und faul.

Endlich wird aus Wasser Wein,
 Endlich kommt die rechte Stunde;
 Endlich fällt der Kercker ein;
 Endlich heilt die tieffste Wunde,
 Endlich macht die Claveren
 den gefangnen Joseph frei.

Endlich nimmt des Lebens-Lauff
 unsers Elends auch ein Ende;
 Endlich steht ein Heiland auf,
 der das Joch der Knechtschaft wende;
 Endlich machen vierzig Jahr
 Die Verheißung zeitig wahr.

Endlich blüht die Aloe;
 Endlich trägt der Palm-Baum Früchte;
 Endlich schwindet Furcht und Weh;
 Endlich wird der Schmerz zu nichte,
 Endlich sieht man Freuden-Thal,
 Endlich, endlich kommt einmahl.

Er soll nach Aussagen von Mitschülern nicht überheblich geworden sein. Auch mit den Eltern hielt er ständigen Kontakt durch Briefe und brachte an Festtagen kleine Geschenke mit.

Bemerkenswert war, daß Günther nach einer antiken Geschichte in Prosa ein Theaterstück in Versen dichtete, wohl auf Anregung seines Lehrers Leubscher: die Eifersuchtsgeschichte zwischen dem antiken Kaiser Theodosius und seiner Frau Eudokia. Das Stück in 5 Akten wurde mit 80 Schülern aufgeführt. Es endet mit einem Lobgedicht auf Kaiser Karl VI. Die Aufführung bedeutete zugleich den Abschied Günthers aus Schweidnitz und auch den Abschied von zwei Liebesgeschichten. Deren erste rankte sich um Namen Flavia oder auch Florette. Diesen prosaischen Namen verlieh einem Mädchen, die eigentlich wohl Anna Maria Rheinfeldens hieß und die bei seinem Schulfreund von Bock Magd und Viehhirtin auf Gut Roschkowitz bei

Nimptsch war. Jedesmal wenn er dort von Frau von Bock in den Schulferien eingeladen war, genoß er mit Flavia/Anna Maria die erste Liebe, mitten in ihrem Hirtendasein. Das versetzte ihn in die vergleichbare Stimmung der antiken Hirtengedichte von Theokrit und Vergil. Als diese erste Angebetete stirbt verfaßt Günther zwei Klagelieder auf ihren Tod, die seinen tiefen Schmerz atmen. Die anderen Gedichte für sie sind verloren gegangen.

Die zweite fast lebenslange Liebe war Leonore, Eleonore Magdalena Jachmann, die zweitälteste Tochter eines Schweidnitzer Arztes, 1689 geboren. Alles zwischen ihnen mußte geheim bleiben: die vielen Treffen, das Liebesglück an versteckten Plätzen, die Verlobung und die Gedichte, die ihr inniges Verhältnis widerspiegeln. Leonore blieb ihm treu, trotz der riesigen Hindernisse: Günther war noch Schüler, seine Familie in Striegau gehörte nicht zu den Honoratioren, denn der Vater hatte wenig Vermögen und war zu dem schwer verärgert über die Dichtereien seines Sohnes.

Da Günther im Formalen auf der Höhe seiner Zeit stand, alle barocken Stilelemente bis zur Perfektion beherrschte und darüber hinaus – und das war das Neue und Ungewöhnliche – das ganz persönliche Erleben überzeugend mitausdrücken konnte, war er zwar bei seinem Rektor und den Honoratioren der Stadt beliebt und geschätzt, wurde aber wegen seiner scharfen, wenn auch anonymen Angriffe auf einige Neider und einen Intriganten in der Stadt hart angegriffen. Theodor Krause, ein dichten-der Jurist, aus Jauer stammend, hatte bei der Bewerbung um eine Lehrerstelle keinen Erfolg gehabt und war danach als Journalist tätig. Er gab ein Klatschblatt heraus, das den Namen trug: „Vergnügung müßiger Stunden Oder Allerhand nützliche Zur heutigen galanten Gelehrsamkeit dienende Anmerkungen“. Hierin griff er, auch ohne Namensnennung, aber durchsichtig, den Schulrektor wegen seiner zu großzügigen Haltung gegenüber den Schülern oder das angebliche Lotterleben einiger Schweidnitzer Jugendlicher an und mischte den Kleinstadt-Klatsch auf. Günthers zu freizügige Gedichte, die als Einzeldrucke im Umlauf waren, hatten ihm mißfallen und seine persönlichen Anspielungen ihn getroffen. Daraus erwuchs eine lange persönliche Gegnerschaft. Dem Vater in Striegau wurde alles haarklein mitgeteilt, was der Sohn für ein liederliches Leben führe und was für ruchlose Gedichte er schreibe. Das brachte Vater und Sohn immer mehr auseinander. Krause war im Schreiben durchaus begabt und ging geschickt vor, indem er auch die lutherische Geistlichkeit, besonders den Pastor primarius der Friedenskirche Schweidnitz, Benjamin Schmolck, wegen der Moral mehr und mehr auf seine Seite brachte.

Günther hatte vor, in Frankfurt/Oder Medizin zu studieren, sicher auch im Blick auf seinen Vater. Da ihm die Atmosphäre von Stadt und Universität nicht gefiel, wechselte er nach einmonatigem Zwischenspiel nach Wittenberg und trug sich im November 1715 bei der medizinischen Fakultät ein.

Redaktionell bearbeitet und leicht gekürzt; Literaturangaben folgen am Schluß des Aufsatzes. Fortsetzung folgt. <

? Friedrich und kein Ende !

Noch einmal (zum letzten Male in diesem Friedrichs-Jahr, auf daß nicht womöglich Überdruß entstehe) soll in ganz lose aneinander gereihten Texten verschiedenen Charakters von König Friedrich II. von Preußen, Friedrich dem Großen, Friedrich dem Einzigem (so in einer schlesischen Predigt anlässlich seines Todes), dem Alten Fritz - wie hätten Sie es gerne? - geschrieben werden. -ß



Erbhuldigung Friedrichs in Breslau

I.

Nachdem der „Schlesische Gottesfreund“ in zwei langen gelehrten Texten über die historische Bedeutung Friedrichs II. von Preußen für die evangelische und katholische Kirche in Schlesien informiert hat, soll Friedrich d. Gr. Noch einmal von gan anderer Seite betrachtet werden. Denn in der volkstümlichen Überlieferung hat dieser König noch ein ganz anderes Gesicht: in einer Fülle von Anekdoten, die man sich über ihn erzählte (schon zu seinen Lebzeiten erschien eine mehrbändige Sammlung bei dem durchaus geschäftstüchtigen Berliner Buchhändler Nicolai), und manchmal weiß man nicht recht, ob sie Legende sind oder Tatsache. Wahrheit sind sie allemal - auf ihre Weise. Der Schriftleiter hat ein kleines Heftchen aufgestöbert, in erster Auflage gedruckt 1936 in Breslau: **Der Alte Fritz in Oberschlesien. Anekdoten um den Großen König**, gesammelt von dem Heimatschriftsteller Georg Hyckel, aus dem er drei Stücke hier „zum Besten geben“ möchte. G. Hyckel erzählt:

Ein Kaiserlicher wird versorgt

Als der Alte Fritz 1778 in das abgebrannte Neustadt kam, drängte sich ein Stelzfuß so nahe an den Wagen heran, daß der König auf ihn aufmerksam wurde.

„Was will Er?“ redete er ihn freundlich an.

„Majestät, ich bitte um eine kleine Versorgung, sonst muß ich verhungern.“

„Wo hat Er gedient?“

„Bei den Pallfyhusaren, Ew. Majestät.“

„Was“, rief der König voll Staunen, „bei den Österreichern? Und da will Er eine Versorgung von mir? Gehe Er zu seiner

Kaiserin!“

„Nein, Majestät“, antwortete der Invalide, „die hat mir nichts getan, aber die preußischen Soldaten haben mir das Bein zerschossen, darum müssen auch Ew. Majestät dafür einstehen.“

Nachdenklich blickte der Alte Fritz den Mann an; dann wandte er sich zu seinem Begleiter und lächelte: „Eigentlich hat der Kerl nicht Unrecht.“

Und so geschah es, daß der Kaiserliche fortan vom Preußenkönig eine monatliche Unterstützung empfing.

Die Goldfuchse

Einst fuhr der König mit gewöhnlichem Bauernvorspann von Glatz nach Patschkau. Die Wege waren spottschlecht, und so kam es, daß eins der Pferde, ein schöner Fuchs, stürzte und mit gebrochener Fessel liegen blieb.

Sein Reiter, ein älterer Bauersmann, sah bald, daß nicht mehr zu helfen war, erbat sich von einem der königlichen Leibjäger eine Pistole und schoß daß Tier tot. Er konnte nicht verhindern, daß ihm dabei die Tränen in die Augen traten.

Der König hatte alles stillschweigend beobachtet, und nun forschte er: „Ist das sein einziges Pferd im Stall?“

„Nein, Majestät, ich habe noch zwei andere. Aber dieses war halt das beste.“

„Ja“, bestätigte der König, „es war ein schöner Schwarzfuchs. Ich hab's wohl gesehen. Aber was machen wir da? - Weiß Er was, nehme Er für seinen Schwarzfuchs diese Goldfuchse. Diese sind auch nicht schlecht.“

Damit reichte er dem beglückten Bauern zwanzig Friedrichsdor und fuhr lächelnd weiter.

Der Raudener Wein

Die Raudener Zisterzienser hatten auf ausdrückliches Verlangen des Königs einen Weinberg angelegt, der in der kalten Lage aber nur kümmerlich gedieh. Bei einem späteren Besuch des Klosters Rauden erinnerte sich Friedrich daran und meinte zum Abte: „Sage Er mir offen und ehrlich: trinken seine Mönche auch wirklich den selbstgekelterten Wein?“ Darauf erwiderte der Abt: „Gewiß, Majestät, aber nur in der - Marterwoche.“

Des Königs Schuldigkeit

Der Husar Knappe im Regiment von Werner hatte im siebenjährigen Kriege mit Mut und Geschick einen gefangenen preußischen Bürgermeister aus der Hand der Österreicher befreit. Dafür wollte ihn der General zum Offizier vorschlagen. Doch Knappe lehnte ab und erbat sich nur eine schriftliche Zusicherung des Königs, daß er dann, wenn er nicht mehr

dienen könne, sich an den Monarchen um eine Versorgung wenden dürfe. Das wurde ihm bewilligt. Knappe bestand nachher noch manche Heldenstücke [...] Er machte auch den Feldzug von 1778 mit Erfolg mit.

Nun erst, als er die Abnahme seiner Kräfte fühlte, meldete er sich als Invalide und bat um seinen Abschied. Bei einer Besichtigung wurde er dem König vorgestellt. Dieser erinnerte sich noch gut des Husaren und fragte, was für eine Stelle er sich nun wünsche.

„Einen Zollbereiterdienst in Oberschlesien“, war die Antwort des Husaren.

„Er soll den ersten haben, der frei wird“ erwiderte der König, „aber hat Er sonst keine Bitte?“

„O ja, Eure Majestät. Ich habe einen einzigen Sohn, den ich für Eure Majestät erzog. Er wünscht Chirurgus zu werden, aber mir fehlen die Mittel dazu.“

„Das hat keine Not“ entgegnete der König. „Ich werde für den Jungen sorgen.“

Der alte Soldat, von der Güte des Königs ergriffen, wollte seinen Dank sagen, doch der König unterbrach ihn freundlich: „Schon gut. Er hat nichts zu danken. Er hat mir treu gedient als ein guter Husar und seine Schuldigkeit getan. Nun halte ich meine Versprechen. Das ist meine Schuldigkeit.“

Das Geschenk der Madonna

Es war die Zeit des Siebenjährigen Krieges. Die Österreicher wollten Neisse, das seit 1741 preußisch geworden war, durchaus zurückerobern. Sie belagerten die Stadt und bombardierten sie aufs heftigste. Unzählige Kugeln beschädigten Häuser und Kirchen. Nur die Kreuzkirche in der Brüderstraße blieb von allen Geschossen verschont. Eines Morgens fand der Glöckner nach einer schrecklichen Beschießung drei Brandkugeln zu Füßen eines in einer Nische befindlichen Marienbildes liegen. Viele fromme Bürger neigten dazu, den Schutz des Gotteshauses diesem Gnadenbilde zuzuschreiben. Dankbar schmückten sie seitdem das Bild täglich mit frischen Blumen, und reiche Frauen zierten das Gewand der Statue mit kostbaren Edelsteinen.

Da war eines Tages der kostbare Schmuck der Madonna verschwunden, offenbar gestohlen. Ganz Neisse war empört über diesen Frevel. Allmählich richtete sich der Verdacht auf einen Husaren, den man öfter, als bei einem Soldaten zu erwarten war, betend vordem Bilde gesehen hatte. Der Verdacht bestätigte sich, als bei einer Untersuchung im Mantelsack des Husaren der vermißte Schmuck gefunden wurde. Aber der Frevler behauptete immer wieder keck, er habe das Kleinod nicht gestohlen, sondern die Madonna selbst habe es ihm geschenkt, um seine Frömmigkeit zu belohnen. Kein Mensch glaubte ihm die Ausrede, auch nicht das Kriegsgericht, das den Husaren zum Tode durch den Strang verurteilte.

Bevor aber das Urteil vollstreckt werden konnte, mußte die Bestätigung des Königs eingeholt werden. Die Prozeßakten wanderten also nach Berlin. Dort bekam die Angelegenheit eine besondere Wendung. Der König ließ nämlich bei dem Kirchenamt nachfragen, ob ein solches Wunder, wie es der Angeklagte behauptete, nach kirchlicher Lehre möglich

sei. Die genannte Behörde antwortete ausführlich. Sie gab die Möglichkeit zu, sprach aber gleichzeitig die Vermutung aus, daß im vorliegenden Falle der Beschuldigte den herrschenden frommen Glauben nur als Ausrede benutze, um sich zu retten.

Doch der König hob das Urteil auf. Er schrieb an den Rand des Aktenstückes: Nach der Meinung der Kirchenbehörde kann die Behauptung des Verurteilten richtig sein. Zudem ist kein Zeuge für seine Tat vorhanden. Also kann der Soldat nicht bestraft werden. Es ist ihm aber unter Verlust seines Kopfes zu verbieten, jemals wieder Geschenke von der Madonna anzunehmen.

Nachsatz: Das Büchlein hat auf dem Vorsatzblatt eine hübsche Widmung: 9. November 1942. Als besondere Anerkennung für fleißiges Heilkräutersammeln im Kriegssommer 1942 an Elli H. Die Führerin der J.M. Gruppe 4/823. Ilse T*, J.M.Scharf.(ührerin)*

II.

„Wie die Krehlauer preußisch wurden.“ Dazu muß man zunächst wissen, daß die Krehlauer gut katholisch und gut kaiserlich-österreichisch gesinnt waren.

Und weil auch das nicht jeder selbstverständlich wissen muß: Krehlau ist ein Dorf knapp auf halbem Weg zwischen Steinau und Winzig. Schon im Jahre 1305 ist es als Kirchdorf genannt, und weil das Gotteshaus Bischöflich-Breslauer Besitz war, blieb es mit den Dorfbewohnern eine kleine katholische Insel im lutherisch gewordenen Fürstentum Wohlau. Da gab es natürlich mancherlei Ängste, ob die Glaubensunterdrückung unter dem neuen evangelischen Landesherrn mit nun umgekehrtem Vorzeichen fortdauern würde.

Aber lesen Sie selbst – und erfahren nebenbei noch, was der Bethausbau in Wischütz mit dem Teufel zu tun hat. Der Text ist ein Zufallsfund, zuerst gedruckt in: Heimatblätter des Kreises Wohlau, Jg. 9, 1930 Nr. 9. Also:

Wie die Krehlauer preußisch wurden

Der Ausgang des siebenjährigen Krieges hat aus preußischer Seite ebensoviel Jubel und Begeisterung über den Gewinn Schlesiens hervorgerufen wie Trauer und Verstimmung über dessen Verlust bei den Österreichern. In zwei solche Gruppen teilten sich die Schlesier selbst. Große Kreise gingen mit freudiger Zustimmung und zuversichtlichem Vertrauen zum neuen Staate über, andere, und darunter aus leichtverständlichen Grunde die Katholiken sahen zum mindesten mit abwartender Zurückhaltung in die Zukunft. Auch hoffte man insgeheim, daß Schlesien schließlich doch wieder habsburgisch würde.

Als Anhänger solcher Ideen können auch die Krehlauer während und kurz nach dem siebenjährigen Kriege gelten. Zwar sind sie vom Kriege selbst verschont geblieben, dafür ließen aber die preußischen Verordnungen und Erlasse einen neuen Geist, einen strafferen Zug im ganzen Verwaltungskörper fühlen, der nicht dazu angetan war, ihre Herzen im Fluge zu erobern. Denn es bleibt doch immer wahr, wenn



Protestantische Bauern, die sich gegen die Katholiken bewaffnet hatten, ziehen sich auf Friedrichs Vorhaltungen hin zurück.

man jemand aus seiner bequemen Ruhe, in der er dahinlebt, plötzlich aufrüttelt, erregt man zumeist Mißstimmung. Kam noch hinzu, daß der Preußenkönig ein Andersgläubiger war, so wird man jene unzufriedene Stimmung wohl begreifen können.

Zum Glück aber lag die Seelsorge dieser Zeit in den denkbar besten Händen. Pfarrer Schaff war eine Persönlichkeit, die ihre Vorgänger an Arbeitskraft und Geist bei weitem übertraf. Er war der erste Krehlauer Pfarrer, dessen Gesichtskreis nicht mit den Grenzen seiner Pfarrei endigte, sondern der an den Ereignissen seiner Zeit innerlich teilnahm und sie sorgfältig in sein Annalenbuch eintrug. Naturgemäß war er mit Leib und Seele Österreicher, der sein geliebtes Schlesien österreichisch erhalten sehen möchte. Diese seine geheime Hoffnung flackerte jäh wieder auf bei der Thronbesteigung Josephs II. (1765), wo er nach einem kurzen Bericht dieser Tatsache die wenigen Worte hinzufügt: „O silesia felix te exspectat eventus!“ (O Schlesien, dich erwartet ein glückliches Ereignis). Mit Liebe und Verehrung hing er an seiner alten Kaiserin Maria Theresia, der er bei ihrem Tode (1780) einen wehmütigen Nachruf widmete.

Trotz seiner Anhänglichkeit an sein altes Herrscherhaus konnten aber die Taten und vor allem die Gesinnung des preußischen Königs nicht unbeachtet an ihm vorübergehen. Schritt für Schritt eroberte sich dieser geniale Geist das Herz des alternden Mannes, für den es hauptsächlich darauf ankam, den Katholiken keine Schwierigkeiten in der Ausübung ihrer Religion bereitet zu sehen. Aber die großzügige Duldsamkeit des Königs bereitete nicht nur ihm große Freude, sondern, wenn man ihn als Sprachrohr seiner Gemeinde gelten läßt, auch dieser.

Zweimal hatte die Wischützer Kirchgemeinde mit ihrer Gutsherrschaft an den König ein Gesuch gerichtet, in dem sie um die Rückgabe der Wischützer Kirche bat, die ihr auf Grund des Westfälischen Friedens (1648) wieder entzogen worden war. Beim ersten Male hielten Abgeordnete persönlich beim König darum an. Man merkt noch heute die Freude Pfarrer Schaffs, wenn er in sein Annalenbuch eintragen konnte: „Friedrich aber antwortete königlich: Ich bin nicht gekom-

men Kirchen, sondern das Land einzunehmen“. Die Wischützer wiederholten später ihr Gesuch schriftlich, mußten sich aber gefallen lassen, daß der König eigenhändig an den Rand schrieb: „Die supplicanten [Bittsteller] sollen sich zum Teufel scheren und ein Bethaus bauen“. Dieses alles war Grund genug, Pfarrer Schaffs und der Krehlauer Mißtrauen zu beseitigen. Denn sie erkannten, daß die etwas schärferen Verordnungen allgemein wohltätigen Zwecken dienten und die religiösen Fragen trotz des nicht gleichgesinnten Herrschers keine Veränderung erfuhren. Einzig und allein die Person des Königs bewirkte es, daß die Krehlauer mit Leib und Seele Preußen wurden. Denn sie verehrten ihn als weise, gerecht, wohltätig und freundlich, als wirklichen Landesvater, weil er besonders den Schlesiern seine besondere Sorge angedeihen ließ. Und diese Verehrung findet ihren Ausdruck in einer Verherrlichung Friedrichs des Großen durch Pfarrer Schaff, der in sein Annalenbuch eintrug: „Wer wahre Kenntnis und Klugheit besitzt, muß gewiß sagen, daß dieser König ein Muster der Monarchen, der Helden und Philosophen gewesen. Denn als Monarch stiftete er die weisesten Gesetze, die nie widerrufen werden durften, beständig zum allgemeinen Besten; als Held ist er nach Karl dem Großen der einzigste, die Geschichte seiner Taten wird die Nachkommenschaft davon sattsam überzeugen; als Philosoph! nicht wie es heunt viele gibt, deren Kopf voll Stroh, und die folglich ein schlechtes Herz haben. Friedrich aber hielt seine Religion im Innern, vor aller Welt verborgen, und zeigte durch unzählbare, äußere Handlungen im Wohlsein, Herablassung und eigener Gerechtigkeitspflege wie deutlich und nach allen Umständen er sich selbst, und den geringsten seiner Untertanen kenne ...“

Anmerkung: Die Zitate sind entnommen aus den Ortsakten des Pfarrarchivs Krehlau.

Konrad Foraita

III.

Geschichte aktuell: „Alle Religionen sind gleich gut, wenn nur die Leute, die sich zu ihnen bekennen, ehrliche Leute sind; und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land besiedeln, so wollten wir ihnen Moscheen und Kirchen bauen.“

Dieser Satz wurde vor zweieinhalb Jahrhunderten geschrieben, und zitiert wurde er auf einer Tagung in Berlin Anfang September, auf der sich die Vereine für Schlesische und für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte gemeinsam dem Thema „Friedrich II. von Preußen und die Kirchen“ widmeten. Und er zielt mitten in unsere Diskussionen über die Frage, ob und wie weit der Islam nun zu Deutschland gehöre oder nicht. Und wie tendentiös das Erbe des Preußenkönigs oft gebraucht oder auch mißbraucht wird, zeigt sich auch etwa daran, daß die politisch „Rechtsaußen“ unserer Republik einerseits ihn hochhalten, andererseits aber von seiner sich in jener Bemerkung vertretenen Toleranz nichts wissen wollen.

Jenseits solcher aktueller Spitzen ist historische Wissenschaft natürlich zunächst Forschung an und Bericht über historische Vorgänge; und beides wurde geleistet in vier Vorträgen, in denen sich Prof. Dr. Johannes Wallmann (Berlin),

Prof. Dr. Albrecht Beutel (Münster), Prof. Dr. Joachim Köhler (Tübingen) und Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott (Mainz) mit verschiedenen Schwerpunkten der Religions- und Kirchenpolitik Friedrichs II. zuwendeten. Es mögen hier nur drei Aspekte genannt sein. Erstens: des Königs vielzitiertes Satz, daß „jeder nach seiner Fassung selig werden“ möge, der in gleicher Weise allen in einer christlichen oder auch nichtchristlichen Religion Lebenden wie aber auch allen Religionsverächtern gleichen Raum gibt. Auch gilt jener Satz durchaus nicht bedingungslos; das wurde in der Formulierung vorgetragen: „sie mögen glauben, was sie wollen, wenn sie tun, was sie sollen“. Und was sie tun sollen, ist für den König auch eindeutig: ihre Steuern zahlen, die Gesetze halten, ihre Arbeit tun und – ihren Militärdienst ableisten.

Friedrichs II. Stellung und Konflikt mit der katholischen Kirche ist ihrem Kern nach dadurch bestimmt, daß hier ein zwar aufgeklärter und toleranter, aber eben doch absolutistischer Herrscher in der katholischen Kirche auf eine Institution trifft, deren Machtzentrum außerhalb seines Herrschaftsbereichs liegt, in Rom, das seinem Selbstverständnis zufolge sich weltlichen Herrschaftsansprüchen nicht beugen konnte noch wollte. Des Königs Stellung zu seinen evangelischen Untertanen wurde vor allem aus dem Blickwinkel des von ihm überfallartig eroberten Schlesiens beschrieben. Die evangelischen Schlesier nämlich waren seit fast einem Jahrhundert harter gegenreformatorischer Unterdrückung ausgesetzt gewesen und mußten ihn selbstverständlich als „Befreier“ begrüßen und feiern; für sie war er „Friedrich der Große“, „der Einzige“, geradezu liebevoll der „Alte Fritz“. Wenn sie aber der Hoffnung waren, unter dem neuen Herrscher würden sich nun die Verhältnisse umkehren, sahen sie sich bald enttäuscht: eine Gegenreformation mit umgekehrten Vorzeichen fand nicht statt, wurde auch in keiner Weise geduldet. Der zweite Tag galt, bei warmem Spätsommerwetter, einer eindrücklichen Exkursion „auf den Spuren Friedrichs II. ins Oderbruch und in die Neumark“ mit der Besichtigung des Schul- und Bethauses in Neutrebbin-Wuschewier, einer Friederizianischen Siedlung im von ihm kultivierten Oderbruch, der Schloßruine und Ordenskirche in Sonnenburg, der Ruinenstadt und ehemaligen Festung Küstrin, mit der Abschluß-Andacht in der sorgfältig wiederhergestellten Kirche von Friedersdorf nahe der durch die Abwehrschlacht im Jahresanfang 1945 bekannten Seelower Höhen. Daß beide Veranstaltungstage in freundlicher, man möchte sagen: fröhlicher Atmosphäre stattfanden, widerspricht durchaus nicht der Ernsthaftigkeit der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der gestellten Thematik: Friedrich II. von Preußen und die Kirchen.

Der Verein für Schlesische Kirchengeschichte traf sich am letzten Abend noch zu seiner Mitgliederversammlung, hörte gern, daß der Verein „grüne Zahlen schreibt“, wenn auch nicht üppige; hörte gern, daß das mehrbändige „Schlesische Pfarrerbuch“ nun vor baldigem Abschluß steht; hörte weniger gern, daß die Zahl der Mitglieder zwar langsam, aber stetig abnimmt; er besprach – noch ohne Festlegung auf Ort und Termin – als Thema der nächstjährigen Tagung die Beschäftigung mit dem ersten Nachkriegsjahrzehnt der schlesischen Kirche im „Görlitzer Kirchengebiet“. Und er

beschloß den Abend mit einem Glas Sekt: einer nachträglichen Gratulation zum 80. Geburtstag seines Ehrenvorsitzenden Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott.

Dietmar Neß

IV.

Das Denk – mal

Sollte oder wollte ich ein Buch über Friedrich den Großen schreiben (ich weiß, die Aufgabe wäre zu groß für mich): es begänne mit einer Betrachtung des nachstehenden Fotos.



Man kann wohl kaum besser „ins Bild setzen“, was heute in der historischen Wertung, in der politischen Instrumentalisierung, im allgemeinen Geschichtsbewußtsein einer breiten Bevölkerung wahrzunehmen ist, wenn das Gespräch auf den preußischen König kommt, der wie wenige seine Zeit geprägt, seine Zeitgenossen fasziniert, die Nachwelt beschäftigt hat. Zerstückelt, mehrfach gebrochen, dann wie zusammengeflickt wirkend ein nur halbes Schulterstück eines offensichtlich alten, zertrümmerten Standbildes, von dem wohl auch die dunklere Hälfte des gespaltenen Gesichtes stammt, die auf einen helleren Kopf aufgesetzt ist; die Augen, die jeden Betrachter eines Friedrich-Bildes fast suggestiv beeindrucken, die ganze Installation auf einem offensichtlich brüchigen Sockel. In der bewußt als weites verwildertes Trümmerfeld belassenen Festung Küstrin stößt der auf historischen Spuren des preußischen Königs wandernde Tourist auf dieses *Denk-mal* ganz eigener Art. Die ganze Zwiespältigkeit – weniger vielleicht des Königs selbst als seines Bildes in der dreihundertjährigen Geschichte danach ist in ihm eindrücklich Gestalt geworden.

Dietmar Neß

Selbstverständlicher Nachsatz: Das Foto, entstanden auf der berichteten Tagesexkursion, stellte uns Professor Winfried Lange, Bergisch Gladbach, zur Verfügung. ◀

Abbildungen: S. 151 /S. 152 aus: Geschichte Friedrichs des Großen. Geschrieben von Franz Kugler. Gezeichnet von Adolph Menzel. Neue durchges. Aufl. Leipzig, 1856

„Literarische Wanderratte“

Ein Erinnerung an den schlesischen Dichter Karl von Holtei

REINHARD LEUE

Es scheint so, als sei Karl von Holtei in Vergessenheit geraten. Aber wir Schlesier kennen unseren Dichter, der am 24. Januar 1798 in Breslau geboren wurde, in einem Hause, in dem acht Jahre zuvor Johann Wolfgang von Goethe zwei Monate gewohnt hatte, in der Reusche-straße Nr. 45. Er starb nach einem bewegten Leben am 12.2.1880 auch in Breslau. In seiner Heimatstadt gab es eine nach ihm benannte Holtei-Höhe auf der ehemaligen Ziegel-Bastion der alten Festungswerke. Dort befand sich auch ein Denkmal von ihm in Form einer Bronzebüste. Von der Holteihöhe aus hatte man den schönsten Blick über die Oder hin zum Dom und der Kreuzkirche und zur Sandinsel.

In seinen Lebenserinnerungen „Vierzig Jahre“ erfahren wir Näheres über ihn. Sein Vater war ein lebenslustiger Husarenoffizier; seine Mutter starb nach seiner Geburt. Karl von Holtei wird bei Pflegeeltern aufgezogen, natürlich standesgemäß. Zunächst von Privatlehrern unterrichtet besucht er dann das Maria-Magdalenen-Gymnasium. Er berichtet sehr anschaulich über die Belagerung Breslaus durch Napoleon im Jahre 1807. Mit siebzehn Jahren meldet er sich freiwillig in den preußischen Befreiungskrieg, ohne aber zum Einsatz zu kommen, weil 1815 Napoleon endgültig besiegt wird. Er legt sein Abitur ab, um anschließend Jura zu studieren. Doch viel mehr zieht es ihn zum Theater.

Ein Versspiel „Die Farben“ des erst 21-Jährigen wurde im Breslauer Stadttheater uraufgeführt, und ebenfalls mit 21 Jahren debütierte er dort als Mortimer in Schillers ‚Maria Stuart‘. Im Jahre 1821 heiratete er in erster Ehe die damals bekannte Schauspielerin Louise Rogée. Er bekam mit ihr einen Sohn und hatte die gute Stellung eines Theaterdirektors inne. Am Theater ging er aber neue, eigene Wege, die ihm nicht nur Lob, sondern auch harte Kritik einbrachten, so daß er sich vom Theater trennen mußte. Seine Dramen beherrschten aber eine zeitlang die Bühnen, so „Der alte Feldherr“, „Leonore“, „Lorbeerbaum und Bettelstab“, „Die Wiener in Paris“ und die „Wiener in Berlin.“

Karl von Holtei war ein vielseitiger Mann. Er war zu seiner Zeit auch ein anerkannter Romancier. An ihm gerühmt wurde vor allem sein „Humor des Herzens“. In seiner Poesie des Stillebens begrüßt uns oft die warme deutsche Idylle mit ihrem ganzen Zauber; so etwa in seinen Romanen „Die Vagabunden“ (vier Bände 1852), und „ein Schneider“ (drei Bände 1854), die eine Hinneigung zum Trivialen haben. Sein bedeutendster Roman „Christian

Lammfell“ (zwei Bände 1853) enthüllt Holteis Tiefe des Gemütes. „Was ihn vor anderen Romanschriftstellern auszeichnet, ist seine Genialität im „Naiven“, die Darstellung der Empfindungsweisen einfacher Gemüter, naiv-edler Naturen“: so beschreibt ihn bereits 1855 der Literaturhistoriker Rudolph Gottschall im zweiten Band seiner „Deutschen Nationalliteratur.“



Karl von Holtei

Lithographie von Joseph Kriehuber, 1856

Man hat Holtei später eine „literarische Wanderratte“ genannt, denn er führte ein unstetes Leben. Zeitweilig hielt er sich in Österreich auf, dann wieder in Paris. Doch immer zog es ihn in seine Breslauer Heimat zurück, was er in einem Gedicht „Derheeme“ am Ende so ausdrückt: „In der Schläsing bihn ich derheeme!“ Er wurde zum Mundartdichter in schlesischer Mundart, zuerst durch sein Bändchen „Schlesische Gedichte“, erschienen 1830. Es sind köstliche, humorvolle Gedichte wie vom „Zutabärg“ oder „Sassafras und Sassafrile,“. Im Jahre 1880 werden noch seine „Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch“ veröffentlicht, mit denen er dem schlesischen Dialekt ein wissenschaftliche Grundlage gab. Noch einmal Rudolph Gottschall: „Dennoch war Holtei Kosmopolit in seiner ganzen Existenz, eine der eigentümlichsten Erscheinungen unserer deutschen Literatur.“

In Dresden wird Holtei von dem Dichter Ludwig Tieck empfangen; im Jahr 1827 begibt er sich nach Weimar, um Anschluß an den Kreis um Goethe zu gewinnen, was ihm auch gelingt. Ihn verbindet eine Freundschaft mit Goethes Sohn August. Seine eigentliche Vertraute in Weimar wurde aber die Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen. Auch lernt er Ludwig Börne und den polnischen Dichter Adam Mickiewicz kennen, feiert auch Goethes 80. Geburtstag mit. Johann Peter Eckermann berichtet in seinen „Gesprächen mit Goethe“ von Holteis Besuch. Kein Glück freilich hatte Holtei bei der Bemühung, Goethe davon zu überzeugen, den „Faust“ für das Theater zu bearbeiten und zu straffen, eine Aufgabe, die er selber übernehmen wollte. Er war damals Theaterdirektor in Berlin, anschließend in Darmstadt, unternahm Gastspielreisen nach Hamburg, Leipzig und München. Später finden wir ihn im baltischen Riga. Erst 1864 kehrt Holtei endgültig nach Breslau zurück und wird in seiner Heimatstadt ein gefeierter Dichter; eng befreundet auch mit dem damaligen Fürstbischof Heinrich Förster, der den Protestanten aber nicht zum katholischen Glauben bekehren konnte, wie wir in Holteis Erzählung „Fürstbischof und Vagabund“ (1882) nachlesen können.

Von Schlesien über Pommern der ewigen Heimat entgegen ...

Seit der Wende 1989 lese ich mit Freude und Interesse den Schlesischen Gottesfreund über alle Veränderungen hinweg. Zu einigen Themen der letzten Ausgaben möchte ich einiges zu Gehör bringen. Immer wieder geht es um die Besinnung auf unsere schlesische Vergangenheit. Die Erinnerungen im September-Heft S. 131 - 136 gefallen mir besonders gut. Lebendig, ehrlich, sachlich und doch sehr zu Herzen gehend wird erzählt. Von Traugott Schall ist ja im Monat Mai 2012, S.73 schon ein ähnliches Thema behandelt worden. Im Juli 2012 auf S.108 oben machte uns die Erinnerung an die Großeltern in Penzig besonders Freude, da die Großeltern meines Mannes in Deschka lebten, nach Penzig zur Arbeit fuhren und wir dadurch zu dieser Gegend besonders Beziehung haben. Der folgende Leserbrief von Frau Kahleyss befriedigte mich besonders, weil es mir immer unbegreiflich ist, daß so gut wie gar nicht mehr von dem entsetzlichen Leid und Jammer der deutschen Bevölkerung in den Bombennächten des Krieges gesprochen wird.

Ausgezeichnet finde ich den Artikel in der Juni-Nr. 2012, S.85. Ein junger Mensch der heutigen Generation findet mit so viel Verständnis von der Vergangenheit zur Zukunft unserer Geschichte. Schweidnitz und Breslau, von Kinderzeiten her bekannt, lernte ich in vergangenen Jahren neu kennen und lieben. Schweidnitz, die Heimatstadt meiner Eltern, die Infanterie-Garnison meiner 5 Brüder, bewegte mich vor wenigen Wochen wieder neu, da ich dort den Spuren meiner Großeltern noch näher kam. In Breslau wurde mein Vater ordiniert, in der Christopherie-Kirche seine Mutter getauft.

Meine schlesische Heimat, die reichlich 16 Jahre in meinem liebevollen Elternhaus, in der Freiheit des dörflichen Lebens, unter dem Schutz und der Schönheit des Riesengebirges begleitet mich prägend und beglückend mein ganzes Leben lang. Der Ausbruch des Krieges, schon länger bei uns befürchtet, bleibt zwar unvergessenes schlimmes Ereignis, nicht

weniger der Beginn des Rußland-Feldzuges an einem besonders strahlenden Sommer-Sonntag oder die Nachricht von der Invasion an der Atlantik-Küste am 6. Juni 1944. Fünf meiner Brüder kamen dann auch aus dem Krieg in Frankreich und Rußland von Sommer 1940 bis Frühjahr 1945 nicht mehr zurück. Diese Verluste vernarben kaum im Lauf des Lebens. Aber damals blieb doch eine fröhliche Kindheit in Freizeit und Schule, im Dorf und in der Stadt. Der Einfluß des III. Reiches wurde wenig empfunden. Die Jungmädelszeit war harmlos und wurde nebenbei erledigt. Im sogenannten Kriegseinsatz ab Sommer 1944 mußte ich nicht mit zum Unternehmen Barthold, sondern arbeitete im Dorf beim Bauern. Angstvoll wurde es dann mehr und mehr Anfang 1945. Die vielen Bombenflüchtlinge verließen unser Dorf, die Flüchtlinge aus dem Osten kamen. Das Kriegsgrollen war zu hören. Meine Konfirmation wurde vorgezogen. Die Unsicherheit breitete sich mehr und mehr aus, obwohl dann erst nach dem 8. Mai die ersten Russen zu uns in das Dorf kamen. Rechtlosigkeit, Plünderungen und allseitig bekannte Nöte bestimmten das Leben. Da unser Pfarrhaus direkt an die Kirche angebaut war, hatten wir zunächst unter den Russen und dann unter den allmählich einrückenden Polen z.T. weniger zu leiden als die übrige Bevölkerung.

Im Sommer 1945 beginnen die Ausweisungen der bäuerlichen Familien. Die Fabrik- und Gutsarbeiter bleiben z.T. bis in die späten 40er Jahre. Unter den Vertriebenen ist das Verlangen nach weiterer Zusammengehörigkeit sehr groß. Viel Post geht hin und her; man sucht Trost und Hilfe in aller Heimatlosigkeit – nicht zuletzt bei seinem Heimatpastor. Wir müssen am 11. November 1946 gehen zusammen mit der Familie des Barons Rotenhan und mehreren Pastoren des Umkreises. Kurz davor war meine Mutter nach schwerem Krankenlager gestorben. So war alles ein Schock, ein Bruch in meinem Leben, den zu überwinden ich jahrelang brauchte. Aber nun bin ich über 55 Jahre in

Greifswald, in der schönen kleinen Universitätsstadt mit der reizvollen landschaftlichen Umgebung. Unsere Familie mit 4 Kindern und 6 Enkeln erfreut uns, dazu der langjährige treue Freundeskreis in der Stadt. Ich bin dankbar, hier zu Hause zu sein. Aber entscheidend und prägend ist mir bleibend die Vergangenheit in der schlesischen Heimat, im Hirschberger Tal, das ich zusammen mit meinem Mann 1966 zum ersten Mal wiedersah. Es folgten bald viele schöne heimatliche Reisen mit meiner Schwester, mit unseren heranwachsenden Kindern, mit Freunden und Verwandten. Zuerst traf man noch die bekannten Polen, war im Dorf nicht fremd, hatte überwiegend freundschaftliche Beziehungen. Man gehörte irgendwie noch dazu, wußte noch in so vielem Bescheid. Der erste katholische Pfarrer, der in unser neu saniertes Pfarrhaus zog, wurde uns mit seiner prächtigen Mutter und der großen Gastfreundschaft ein guter Freund. Aber auch unbekannte ältere Polen suchten damals ebenso wie wir bei unseren vielfachen Wegen von Krummhübel aus das gemeinsame Gespräch, Austausch von früherem Ergehen, Gebrauch der deutschen Sprache. Es gab häufig herzliche Verabschiedungen mit warmen Handküssen. Das hat sich jetzt im Lauf der Jahre mit den jüngeren Menschen etwas verschoben. Aber Freundlichkeit und Zuwendung, gerade wenn meine heimatliche Vergangenheit bemerkt wird, ist mir immer wieder sehr bewegend. Ich könnte viele Geschichten von unvergessenen wohlthuenden Begegnungen erzählen.

Heilsam waren mir in meiner Trauer um die verlorene Heimat von Anfang an meine Besuche in Schlesien. So ist es den Vertriebenen, die wieder in die Heimat gereist sind, weithin ergangen, und die Versöhnung unter unserer polnischen und deutschen Bevölkerung hat seit langer Zeit stattgefunden ...

Ich bewege mich glücklich und froh in heimischen Gefilden. Ein weiter Bogen spannt sich von Schlesien über Pommern der ewigen Heimat entgegen

Mechthild Thymmel ◀

Buchbesprechung

Ernst Kampermann

Hans Otte

Hans-Joachim Rauer (Hg.),

Unter Fremden?

Flüchtlinge und Vertriebene in der hannoverschen Landeskirche nach dem Zweiten Weltkrieg,

Lutherisches Verlagshaus GmbH,

Hannover 2012, 314 Seiten, 39,90

Wie schon in Oldenburg und Kurhessen-Waldeck ist nun auch in Hannover das Interesse an der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erwacht. In diesen Jahren nach 1945 verzeichnete die Hannoversche Landeskirche den größten Zuwachs an Pastoren und Gemeindegliedern in ihrer fünfhundertjährigen Geschichte seit der Reformation. Umso erstaunlicher ist, daß sie diese Thematik bislang fast völlig ausgeblendet hat und erst jetzt die ersten Schritte in Richtung einer integrierenden Wahrnehmung gemacht werden. Dabei ist Hannover weiter als andere Landeskirchen, die das Problem bis heute nicht erkannt und darum auch nicht bearbeitet haben. Dieses offizielle Desinteresse kann dazu führen, daß man sich demnächst kaum noch auf Zeitzeugen wird abstützen können.

In Hannover war das noch möglich. Die neun Autorinnen / Autoren, die an der Dokumentation „Unter Fremden?“ mitgearbeitet haben, sind jeder auf seine Weise ausgewiesene Kenner und Experten. Die meisten von ihnen schreiben über Ereignisse, von denen sie als Kinder mit betroffen und durch die sie für ihr weiteres Leben bis heute geprägt worden sind. Es ist gut, daß sie sich für dieses Buch zusammengetan haben. Manches wäre ohne ihre persönlichen Erfahrungen vielleicht gar nicht mehr zur Sprache gekommen. So aber ist dieser Sammelband ein Stückweit auch ein Zeitzeugenbericht.

Der umfangreiche Stoff ist in drei Hauptteile gegliedert: Nach dem Vorwort des Hannoverschen Landesbischofs Ralf Meister, der Einleitung der Herausgeber und dem Rückblick auf das Schicksalsjahr 1945 von Ernst Kampermann folgt der I. Teil: „Die Flüchtlingsgruppen“ (S. 20-158). Da-

ran schließt sich der II. Teil an: „Die Landeskirche“ (S. 159-236), gefolgt vom III. Teil "Quellen" (S. 237-301). Personen- und Autorenregister schließen den Band ab. Die Flüchtlingsgruppen des I. Teils sind: Schlesier (Hans-Joachim Rauer), Pommern (Rita Scheller), Ostpreußen (Arnold Sawitzki), Deutsch-Balten (Heinrich Wittram), Bessarabiendeutsche (Arnulf Baumann), Mutterhäuser (Arnold Sawitzki, Reinhard Lieske). Aus der Sicht der Landeskirche haben im II. Teil Arnulf Baumann über die Ostkirchen- und Aussiedlerarbeit, Peter v. Tilling über die Aufnahme Heimatvertriebener Pastoren und Ernst Kampermann über die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen geschrieben.

Der Tenor, in dem die Beiträge gehalten und zur Diskussion gestellt sind, faßt der Landesbischof in seinem Grußwort in den Satz: „Laßt uns reden in der Sprache der Versöhnung von dem, was aus einer schweren Geschichte uns geschenkt worden ist“ (S. 10). Dementsprechend erklären die Herausgeber: Die „Kontroversen und Enttäuschungen (der Anfangszeit) haben sich erledigt. Geblieben aber sind Erinnerungen daran, welche Bereicherung, Anregungen und Neuansätze sich aus der Not bedingten Begegnung von Christen aus Ost und West ergeben und nachhaltig ausgewirkt haben“ (S. 11).

Die Leser des „Schlesischen Gottesfreundes“ dürfte besonders der Beitrag von Hans-Joachim Rauer interessieren. 1932 in Waldau bei Liegnitz geboren, kam Rauer 1946 mit seiner Familie nach Niedersachsen. Seine im Jahr 2004 erschienene Autobiographie „Abbrüche – Umbrüche – Aufbrüche“ zeichnet seinen weiteren Weg eindrucksvoll nach. Als langjähriger Oberlandeskirchenrat im Personalreferat der Hannoverschen Landeskirche verfügt er über umfassende Personalkenntnisse. Sein Beitrag ist mit 44 Seiten der umfangreichste der Sammlung, was vor allem darauf zurückzuführen ist, daß die Schlesier die größte Gruppe unter den Vertriebenen in Hannover bildeten. Dabei arbeitet

Rauer einleitend die unterschiedlichen Prägungen von Einheimischen und Fremden heraus, die immer wieder zu Reibungen geführt haben: Teilnahme am Gemeindeleben – Gottesdienstbesuch – Altpreußische Union – Liturgie. Er zeigt, daß es für beide Seiten schwer war, sich aneinander zu gewöhnen. Umso erstaunlicher ist die große Zahl von Schlesiern, die bereits in der ersten (S.31-44) und dann in der zweiten Generation (S. 45-59) zu kirchlichen Führungspositionen, nicht nur in der Landeskirche, aufsteigen konnten. In seinen Schlußbetrachtungen hält er fest: „Niedersachsen ist für die meisten von ihnen Heimat geworden, die Ev.-luth. Landeskirche Hannovers auch. Sie sind integriert, mit den Einheimischen verschmolzen, auch durch Ehen. Aber ihre alte schlesische Heimat ist Teil ihrer Biographie und ihrer Erinnerung, ist nicht vergessen. Auf unterschiedliche Weise fassen sie das in Worte. Der Verfasser nennt sich einen „schlesischen Niedersachsen“, andere akzentuieren anders, doch immer kommt beides vor, Schlesien und Hannover“ (S. 62).

Während im I. Teil des Sammelbandes die Sicht der Vertriebenen dominiert, artikuliert sich im II. Teil die Sicht der aufnehmenden Landeskirche. Peter v. Tilling und Ernst Kampermann zeigen sehr deutlich die Hilfswilligkeit, aber auch die Grenzen und die Überforderung, vor der diese Kirche damals stand. Daß sie den im Blick auf die Vertriebenen nicht sehr freundlichen Oberlandeskirchenrat und Geistlichen Vizepräsidenten des lutherischen Landeskirchenamtes in Hannover D. theol. Paul Fleisch (1878-1962) etwas in den Hintergrund treten lassen, ist nachvollziehbar.

Auffällig ist, daß sich diese Dokumentation auf die Aufnahme-Problematik beschränkt. Damit füllt sie zweifellos eine Lücke in der Kirchengeschichtsschreibung der Nachkriegszeit in Deutschland und speziell in Hannover. Das ist sehr zu begrüßen. Die Frage ist aber, warum sie so konsequent auf jede geschichtstheologische Deutung verzichtet. Es wird nicht recht klar, was einheimische wie ver-

triebene Prediger den Flüchtlingen in Gottesdiensten und Seelsorge eigentlich gesagt haben. Wie haben sie diesen ungeheuren Vorgang der Vertreibung theologisch verstanden? Es scheint, daß die Kirche zu dieser Lebensfrage der Vertriebenen nichts sagen konnte oder sagen wollte, mit

der Folge, daß die Deutung der Geschehnisse an die DDR-Kommunisten, an die 68er, an Historiker, Publizisten und andere übergang und die Kirche in eine Phase geschichtstheologischer Bedeutungslosigkeit eintrat. Für den Fall aber, daß diese Beobachtung nicht stimmt, wäre es

eine großartige Tat, wenn diese oder eine andere Autorengruppe in einem zweiten Band einmal zeigte, was die Evangelische Kirche zu diesen Umwälzungen eigentlich gesagt hat.

Christian-Erdmann Schott <

VERANSTALTUNGEN DER GEMEINSCHAFT EVANGELISCHER SCHLESIER

Görlitz / LAG Schlesische Oberlausitz

Tagestreffen

Sonabend, 3. November von 10 bis 16 Uhr
im Gemeindehaus der Hoffnungskirchengemeinde
in Görlitz-Königshufen u.a. mit Wahl des neuen Vorstandes.

Hamburg

Gemeindenachmittag der evangelischen Schlesier

Freitag, 5. Oktober und 2. November
im Gemeindesaal von St. Petri in Altona, Schmarjestr. 31.

LAG Baden-Württemberg/Stuttgart

Gottesdienst mit schlesischer Liturgie

Sonntag, 28. Oktober um 14.30 Uhr,
Schloßkirche in Stuttgart.

Oldenburg

Gemeindenachmittag der evg. Schlesier

Sonntag, den 14. Oktober in der Christuskirche in Oldenburg,
Harlinger Straße 16-18. Beginn um 15 Uhr mit einem
Abendmahlsgottesdienst, anschl. Kaffeetafel, danach berichtet
Diakon K.H. Wehner über die soziale Arbeit der Herrnhuter
Brüdergemeine.

EVANGELISCHE GOTTESDIENSTE IN DEUTSCHER SPRACHE IN SCHLESIEN

Breslau:

an jedem Sonntag um 10 Uhr in der Christophorikirche,
pl. Św. Krzysztofa 1.

Lauban:

an jedem 4. Sonntag um 9 Uhr in der Frauenkirche,
ul. Kombatantów.

Liegnitz:

am 1. und 3. Sonntag um 13 Uhr
in der Liebfrauenkirche, pl. Pastora Wolfgang Meißlera

Schweidnitz:

an jedem 4. Sonabend um 9 Uhr in der Friedenskirche,
pl. Pokoju 6.

Waldenburg:

an jedem 2. Sonntag und jedem 4. Sonabend um 14 Uhr
in der Erlöserkirche, pl. Kościelny 4.

Bad Warmbrunn:

jeder 2. Sonabend im Monat 14 Uhr

jeder 4. Sonntag im Monat 14 Uhr

Erlöserkirche, pl. Piastowski 18.

Jauer

Friedenskirche

Auf Anfrage: Park Pokoju 2, 59-400 Jawor.

Tel. (+4876) 870 51 45. E-Mail: jawor@luteranie.pl

Pfarramt:

ul. Partyzantów 60, 51-675 Wrocław. Tel. 0048 - 71-3484598.

Pfarrer Andrzej Fober

GEBURTSTAGE AUS DER LESERGEMEINDE

- 99.** Am 27.10. *Frau Ingeborg Heese*, 26131 Oldenburg, früher Görlitz.
- 93.** Am 25.10. *Herr Helmut Schwarz*, 55130 Mainz, früher Karolinenthal/Posen.
- 92.** Am 01.10. *Herr Rektor i.R. Werner Bartel*, 30459 Hannover, früher Bögendorf/Schweidnitz ❖ Am 10.10. *Herr Konrektor Siegfried Rauhut*.
- 91.** Am 30.10. *Frau Gisela Nohr*, 70619 Stuttgart, früher Hirschberg.
- 89.** Am 12.10. *Diakonisse Edith Treutler*, 34119 Kassel, früher Brauchitschdorf ❖ Am 21.10. *Herr Werner Gierß*, 70193 Stuttgart, früher Oels. ❖ Am 27.10. *Frau Waltraut Weinhold*, 68163 Mannheim, früher Schweidnitz.
- 88.** Am 02.10. *Frau Simplicie du Plessis*, 81377 München, früher Breslau.
- 87.** Am 02.10. *Herr Dr. Hans-Joachim Trenner*, 63619 Bad Orb, früher Wohlau. ❖ Am 22.10. *Frau Helga Schmidt*, 38104 Braunschweig, früher Breslau.
- 86.** Am 18.10. *Herr Pfarrer i. R. Siegfried Fischer*, 02826 Görlitz,
- 85.** Am 08.10. *Herr Pfarrer Wilhelm Berger*, 90419 Nürnberg, früher Breslau. ❖ Am 23.10. *Frau Christa Mühle*, 55124 Mainz, früher Penzig/Krs. Görlitz. ❖ Am 25.10. *Herr Diakon Heinz Stumpe*, 06502 Thale - OT Neinstedt, früher Breslau.
- 84.** Am 08.10. *Frau Irene Zilz*, 64291 Darmstadt.
- 83.** Am 01.10. *Herr Helmut Türpitz*, 47506 Neukirchen-Vluyn, früher Gotschdorf. ❖ Am 09.10. *Herr Hans Siehdnel*, 34130 Kassel, früher Schreiberhau, Krs. Hirschberg. ❖ Am 15.10. *Herr Max Hamsch*, 56348 Bornich ❖ Am 25.10. *Frau Helga Walter*, 90763 Fürth, früher Rausse bei Maltsch, Krs. Neumarkt. ❖ Am 29.10. *Frau Charlotte Kessler*, 72184 Eutingen-Weitingen, früher Karlsruhe O/S.
- 81.** Am 01.10. *Herr Diakon Karl-Heinz Wehner*,

26125 Oldenburg, früher Landeshut. ❖ Am 05.10. *Frau Ingrid Keye*, 38312 Ohrum, früher Breslau.

80. Am 08.10. *Frau Ursula Mitscherling*, 24576 Bad Bramstedt. ❖ Am 25.10. *Frau Renata Kiock, geb. Modrow*, 09465 Sehma, früher Liebau Krs.Landeshut. ❖ Am 31.10. *Herr Pfarrer i.R. Joachim Basan*, 42651 Solingen.

79. Am 14.10. *Herr Pfarrer i. R. Wilfried Baier*, 02829 Schöpstal/Kunnersdorf. ❖ Am 18.10. *Frau Marie-Luise Rieger*, 02796 Jonsdorf, früher Anhalt/Oder. ❖ Am 20.10. *Herr Carl Findeis*, 99192 Neudietendorf/Thür., früher Überschar-Konradsdorf, Haus 6, Krs.Goldberg.

78. Am 10.10. *Frau Ursula Schopp*, 50858 Köln, früher Jauer. ❖ Am 20.10. *Herr Siegfried Obst*, 44229 Dortmund, früher Breslau u. Steinau/Oder. ❖ Am 24.10. *Frau Renate Morlock-Gulitz*, 75173 Pforzheim, früher Lauban. ❖ Am 24.10. *Herr Werner Opitz*, 76316 Malsch,

77. Am 25.10. *Herr Hubertus v. Lucke u. Kursko*, 55218 Ingelheim, früher Kempa O/S.

76. Am 22.10. *Frau Hedda Heckel*, 97616 Bad Neustadt, früher Seidorf Kr. Hirschberg. ❖ Am 28.10. *Herr Pfarrer i.R. Leonhard Klette*, 22869 Schenefeld, früher Mechwitz, Krs. Ohlau.

75. Am 13.10. *Herr Pastor i. R. Peter Lobers*, 02826 Görlitz, früher Schadowalde Krs.Lauban. ❖ Am 27.10. *Herr Pastor i. R. Reinhard Friedrich*, 23843 Bad Oldesloe, früher Glogau.

74. Am 08.10. *Herr Pastor Mag. Dietmar Neß*, 02999 Groß Särchen, früher Breslau. ❖ Am 10.10. *Herr Detlev Flechtner*, 37133 Friedland, Rittergut Besenhausen. ❖ Am 26.10. *Herr Diakon Reinhard Wohlfahrt*, 33605 Bielefeld, früher Breslau.

73. Am 08.10. *Frau Christa Bloch*, 39261 Zerbst, früher Breslau. ❖ Am 08.10. *Herr Ludwig Schmidt*, 02906 Niesky, früher Rothenburg OL. ❖ Am 09.10. *Herr Pfarrer Wilhelm von der Recke*, 28211 Bremen, früher Sabitz, Krs. Lüben. ❖ Am 14.10. *Frau Ursula Lüdersen*, 31832 Springe, früher Hastenberg-Petersdf. ❖ Am 16.10. *Herr Pfarrer Dr. Hans-Wilhelm Rahe*, 48147 Münster, früher Minden. ❖ Am 21.10. *Frau Barbara Mletzko*, 73547 Lorch/Württ., früher Dresden.

72. Am 28.10. *Herr Peter Riemann*, 61250 Usingen/Ts., früher Storgard/Hinterpommern.

71. Am 12.10. *Herr Hermann Hoffmann*, 26133 Oldenburg. ❖ Am 14.10. *Frau Ulrike Vetter*, 30823 Garbsen, früher Parchwitz. ❖ Am 20.10. *Frau Christa Duller*, 89547 Gussenstadt,früher Breslau. ❖ Am 20.10. *Frau Karin Kasper*, 02827 Görlitz, früher Nieder-Bielau. ❖ Am 23.10. *Herr Pfarrer Erhard Langer*, 73733 Esslingen, früher Strehlen. ❖ Am 31.10. *Frau Ilse Stalter*, 70567 Stuttgart, früher Zindel/Krs. Brieg.

70. Am 14.10. *Herr Pfarrer Uwe Mader*, 02827 Görlitz, früher Sorau, Krs. Sorau.

69. Am 20.10. *Herr Pfarrer Martin Neß*, 48308 Senden, früher Schönborn.

62. Am 13.10. *Frau Reg.-Oberamtsrätin i.R. Hella Moritz*, 49419 Wagenfeld, früher Landeshut.

61. Am 26.10. *Herr Erich Kleemeyer*, 29410 Salzwedel, früher Riethausen. ❖

Beitrittserklärung:

Ich erkläre hiermit meinen Beitritt zur Gemeinschaft evangelischer Schlesier e. V. bei einem Mitglieder-Jahrebeitrag von aktuell 30 Euro für das laufende Kalenderjahr; im Rahmen meiner Vereinsmitgliedschaft erhalte ich die Zeitschrift „Schlesischer Gottesfreund“, kostenfrei.

Ich möchte kein Mitglied werden, bestelle aber die Monatszeitschrift „Schlesischer Gottesfreund“, zum Abo-Preis von 36 Euro pro Jahr.

Bitte senden Sie mir eine Probenummer der Zeitschrift „Schlesischer Gottesfreund“, zu.

Datum: _____ Unterschrift: _____

Titel:

Nachname:

Vorname:

Straße:

PLZ, Ort:

Geburtsdatum/-ort:

Beruf:

persönlicher bzw. familiärer

schlesischer Herkunftsort:

Sollten Sie nicht mit der Veröffentlichung einiger Ihrer persönlichen Daten in der Geburtstagsliste des „Gottesfreundes“, einverstanden sein, kreuzen Sie es bitte in den entsprechenden Kästchen an.

Bitte einsenden an: Gemeinschaft evangelischer Schlesier e.V.

Postfach 1410, D – 32440 Porta Westfalica

oder Stiftung Evangelisches Schlesien
Schlaurother Straße 11, D – 02827 Görlitz

Bankverbindung: Stadtparkasse Porta Westfalica

BLZ: 490 519 90 Kto.-Nr.: 26 997

Impressum

Herausgeber:

Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V.

D 32440 Porta Westfalica, PF 1410, Tel.: 0571-971 99 74,

Bankverbindung: Stadtparkasse Porta Westfalica

BLZ: 490 519 90 Kto.-Nr.: 26 997

E-mail: info@gesev.de

Verantwortlich für den Inhalt:

Mag. phil. et theol. Dietmar Neß

Wittichenauer Straße 11a, D - 02999 Groß Särchen,

Tel./Fax: 03 57 26 - 5 56 75

E-mail: mag.ness@online.de.

Andreas Neumann-Nochten

Hotherstraße 32, D - 02826 Görlitz

Tel.: 03581 - 878988

E-mail: gottesfreund@nochtenart.de

Beiträge/Grafik/Satz/Layout: Andreas Neumann-Nochten

Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der

Stiftung Evangelisches Schlesien und der

Evangelischen Diözese Breslau/Wrocław.

Druck: MAXROI Graphics GmbH, Görlitz

Der Kahn der fröhlichen Leute...



Abbildungen

Innenansicht der reformierten Schloßkapelle in Carolath ❖ Die ehemalige ev. Kirche in Neusalz (jetzt katholisch) ❖ Die Ruine der ehemaligen ev. Kirche in Beuthen ❖ Gasthaus zum „Goldenen Löwen“ am Ring in Beuthen ❖ Ehemaliger Betsaal der Brüdergemeinde in Neusalz (jetzt Sporthalle) ❖ Hinweise am ehemaligen Geschäftsgebäude der Brüdergemeinde in Beuthen. (von links oben im Uhrzeigersinn)

...unter diesem Titel hatten wir bereits im Juli Neusalz, Carolath und Beuthen/O. besucht. Da die Nachfrage nach dieser Exkursion außerordentlich groß war, wurde die Fahrt Ende August wiederholt. Die Resonanz war sehr erfreulich, gerade auch weil die besuchten Orte so gar keine typischen touristischen Ziele sind. Auch im nächsten Jahr werden wir wieder besondere Orte in Schlesien mit reicher (kirchen)geschichtlicher Vergangenheit aufsuchen.

